

(Nachdruck verboten.)

27)

Mafia.

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Der Dichter Feliciangeli hatte nämlich noch den besonderen Vorzug, Schulinspektor zu sein, eine Stellung, zu der er sich durch eine wenig einträgliche advokatorische Tätigkeit herangebildet und auf die er durch seine Gedichtensammlungen und die persönliche Bekanntheit mit einem Minister Anspruch erworben hatte. Bei seiner Anstellung wurde jedoch auch hervorgehoben, daß er mit für Italiens Freiheit gekämpft hatte.

Während neue Redner das Wort nahmen und die Aufmerksamkeit mit Erfolg von den internen Streitstoffen ablenkten, schlenderte Belcaro in den Lesesaal und ließ sich in einer Ecke nieder, wo Belladonna allein und in finsterner Grübelelei versunken saß.

Auf dem Sofa daneben hatten Fräulein Bruno und ihr Student Platz genommen. Auf dem Antlitz des jungen Mädchens lag es wie eine schlaffe Scham. Nur um die starglänzenden Augen brannte eine dunkle Röte; die Pupillen waren stark erweitert, aber ohne Spiegelung.

Der Marchese und Lidda kamen durch den Saal, beide in ihren Ueberkleidern, um heimzugehen.

„Ist sie wirklich schön?“ fragte Fräulein Bruno.

„Sehen Sie das nicht selbst?“

Seine Stimme klang brutal wie die eines Mannes, der den Einsatz verloren, eben als er den Gewinn einstreichen wollte.

„Ihr Kopf ist ja ganz zusammengedrückt.“

„Es ist nur natürlich, daß ein Kopf, der Gehirn enthält, breiter ist als andere. Und das dicke Haargeringle um die Schläfen —“

„Dies Negerhaar! Dazu ein Paar Augen wie Knopflocher!“

„Ja, sie stehen nicht allen und jedem offen. Aber wenn sie sie öffnet, leuchten sie dunkel von Klugheit und Charakter. Man weiß, daß diese Augen nicht in feigem Vorbehalt zurücknehmen, was sie versprechen haben.“

„Dann ist wohl auch ihr zitronenfarbiger Teint schön?“ fuhr sie spitzig fort.

„Sie hat den goldenen Ton, der Sizilians Frauen so bewundernswert macht. Aber ihre ganze Schönheit ist ja nicht die selbstverständliche, bei der jeder Bauer anbeißt. Sie wirkt fremdartig, wie neue bahnbrechende Kunst. Man stußt vor ihr wie vor einem ganz neuen Schönheitstypus. Es nützt nichts, zu zerlegen. Man wird warm, man wird herzenswarm bei ihrem bloßen Anblick. Was bedeutet alle Kritik gegenüber diesem einen Faktum?“

Fräulein Bruno saß da und bohrte sich die Nägel in die Handfläche.

„Mir erscheint sie in allem und jedem wie eine Negerin.“

In diesem Augenblick steckte Binna seinen wachsamem Kopf in die Tür, nur eine Sekunde lang; aber sie sah ihn. „Professor Binna!“ rief sie und erhob sich mit einer hingemurmelten Entschuldigung.

Er kam zurück, seinen Ohren nicht trauend.

Aber als sie ihm entgegengeeilte kam, flammte sein Gesicht auf in einfühlendem Glück, wie das eines Jungen, der Geburtstag hat, und als er drüben in dem Ecksofa Belcaro entdeckte, nahm er Revanche für den kurzen Hals und den verschnittenen Frack, führte die Wiedergefundene mitten in den Saal und ließ seinen Witz und seine Zähne glänzen.

Der Student erhob sich mit erzwungener Gleichgültigkeit und verschwand.

Belcaro blieb mit boshaftem Lächeln sitzen und notierte eine philosophische Betrachtung, die er soeben gemacht, zu weiterer Ausarbeitung in sein Taschenbuch.

Drinne im Konversationsaal war man mit den Reden fertig geworden und der Tanz begann wieder.

Angelo trat ein, von einer Schar Studenten umgeben. Die beim Grafen wohnten. Sie ließen sich an dem Tische nieder, an dem vorhin der Student gesessen, und begannen laut von Lidda zu sprechen, so daß der Rivale es hören mußte.

„Ich will nicht sagen, daß die Marchesina mir ganz gehört hat,“ rief er, „aber soviel kann ich sagen, daß es nicht

einen Fleck, buchstäblich nicht einen Fleck an ihrem Körper gibt, den ich nicht geküßt habe.“

Auf Belladonna fielen diese Worte wie Funken.

„Säurke! Infamer!“ schrie er.

Angelo sprang auf, grinsend, herausfordernd.

Aber der bleiche schwächliche Belladonna hatte plötzlich die Kraft des Irrsinnigen erhalten, und ohne der Schar und Gefahr zu achten, ging er auf Angelo los und versetzte ihm einen schmetternden Schlag ins Gesicht.

Fräulein Bruno schrie hysterisch auf, so daß die Leute vom nächsten Saale herbeiströmten. Belcaro warf sich augenblicklich zwischen die beiden, um einen Kampf zu verhindern, der auf Tod und Leben gehen mußte. Die jungen Studenten halfen ihm, sich ins Mittel zu legen, bis der Kapitän der Karabinieri hereingestürzt kam und Belladonna mit sich zog, während der Graf sich Angelo annahm.

Die Stimmen kreuzten sich kreischend. Einen Augenblick sah es nach einem richtigen Handgemenge aus, bis Belcaro auf einen Stuhl stieg und bat, keine Händel zu beginnen, ehe nicht die Gäste fort seien. Als Augenzeuge könne er versichern, daß Belladonnas Uebereilung die Antwort auf eine ganz unerhörte Kränkung der Ehre eines jungen Weibes gewesen. Trotz seiner Freundschaft für das gräßliche Haus müsse er jagen, daß Belladonnas Auftreten ritterlich gewesen.

Man beruhigte sich in dem starken sizilianischen Gefühl für Anstandspflicht. Aber die Stimmung war gebrochen; das Fest ließ sich nicht fortsetzen.

Belladonna ging zwischen zwei Karabinieri heim, die bis zum hellen Morgen vor seiner Türe patrouillierten und auch der Graf wollte den schäumenden Angelo bewegen, mit heimzugehen. Als er dies nicht vermochte, begnügte er sich, dicht an seiner Seite zu bleiben, um jedwede Uebereilung zu verhindern.

Die Säle leerten sich fast auf einmal.

Das Fest fand in Carmelas gastfreiem Hundeloch seine Fortsetzung bis zum nächsten Vormittag.

10.

Kaum waren die Palermitaner fort, als sich ein neuer Unruhmacher einfand, der zehn Tage lang alles Interesse um seine Person sammelte und die Stadt zu erneuter Kraftanspannung zwang.

Die Studenten waren Freitag abgereist. Am folgenden Sonntag war die vornehme Welt wie gewöhnlich auf der Promenade versammelt, um ein paar Nachmittagsstunden totzuschlagen. Die Regimentsmusik spielte im Hemicykel, einem alten Steinbruch, der an die Promenade stieß und zu einem halbkreisförmigen weiten Platz mit hohen lotrechten Wänden umgebildet war. An kleinen Tischen sitzend, konnten die Alten und Trägen bei einer Erfrischung zugleich die Musik und den freien Ausblick auf die grünende Campagna und das perlmutterglitzernde Meer genießen. Die jungen Mädchen zogen die Allee auf und ab, im Schatten der stark duftenden Pflanzbäume, gefolgt von den Offizieren, die ihre körperlichen Vorzüge und Mängel einer lebhaften Erörterung unterzogen. Wie immer lenkten die drei „kontinentalen“ Schwestern Bruno die größte Aufmerksamkeit auf sich. Sie behaupteten ihren Ruf als „kontinental“, indem sie laut sprachen, lachten, unter großen auffallenden Geberden Bemerkungen machten und ihre Augen nach Belieben in jeden ihnen Begegnenden bohrten.

Eine Zeitlang folgte ihnen die Junggesellenclique auf den Fersen. Sie hatte wieder einmal ihren guten Tag. Natürlich auf Kosten des armen Binna, der heute mit einer blauen Brille erschien und einen sehr niedergeschlagenen Eindruck machte. Die Kameraden hatten binnen kurzem entdeckt, daß eine seiner schwachen Seiten Angst vor Krankheiten war. Schon im Vorjahre hatten sie ihm eines Tages, als er Kopfschmerzen hatte, den Gedanken eingeblasen, seine Wohnung aufzugeben, deren Zimmer, wie sie behaupteten, feucht und geradezu lebensgefährlich wären. Am Morgen nach dem Valle hatte er ein wenig Zug ins linke Auge bekommen, und die Kameraden verschworen sich beim Frühstück, daß Binna nun eine blaue Brille tragen solle. Als er zum Arzt kam, setzte dieser ein ebenso bedenkliches Gesicht auf wie die Freunde: es bliebe nichts übrig, als die Brille anzulegen.

Aber Pinna wollte das um keinen Preis, höchstens wollte er sich auf einen Zwicker einlassen. Da führte der Arzt seinen Plan durch, indem er ihm unter dem Vorwand einer Kur ein wenig Atropin in die Augen träufelte, und als der Arme heimkam und die großen Pupillen sah, die bis hinaus in das Weiße der Augen reichten und ihn angafften wie zwei schwarze Abgründe, da gab er seinem Schrecken nach und legte die Brille an. Sonntags wollte er zu Hause bleiben, aber die Unbarmherzigen hatten es sich vorgenommen, seinem unerschütterlichen Selbstvertrauen einen gründlichen Stoß zu versetzen, und zogen ihn gewaltsam hinaus zum Beschau, um ihn dem verständnisvollen Gelächter, das über ihm zusammenschlug, vollends preiszugeben. Die jüngste Bruno, die ihn noch vor zwei Abenden so zärtlich angelächelt, lachte nun wie eine Beseffene, und es war nicht die geringste Spur von Zärtlichkeit in ihrem Gelächter zu entdecken. Wahrhaftig, sie drehte ihn über einem langsamen Feuer auf ihrem Spieß. Zum Ueberflus gingen die Freunde noch neben ihm einher und verbreiteten sich in sehr irdischen Wendungen über die Lendenpartie der Angebeteten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

6) Du sollst nicht begehren!

Von Timm Kröger.

Man pflügte zur Frühlingsaat, ihm schien, man pflügte zu tief, machte die Furchen zu breit. Auch die Art der Pflüge war eine andere als die, die er gewohnt gewesen war. Rundergegen schien man gar nicht zu kennen und doch bedeckte gerade sie die hingestreute Saat am besten. Sie pafste, erklärte er sich selbst, wohl nur für leichten fliehenden Boden. Einmal ließ er halten und besprach sich mit den Arbeitsleuten, die eine Fenne mit Hafer besäten. Nach seiner Meinung war das Land zu frisch, es hätte schon im Herbst gebrochen werden sollen. Das meiste Land war mit Weizen und Raps bestanden, man legte wenig in Weide. Warum legte man so wenig in Weide? Ein paar Meilen weiter nördlich weidete man seit Jahrhunderten mit Vorteil, und die Verhältnisse waren doch so verschieden nicht. Hier wie dort fördert die feuchte Luft die Bildung der Grasnarbe.

Der Knecht, der ihn fuhr, plagte seinen Herrn mit keiner Unterhaltung, er hatte seine Zigarre erhalten — nun ließ er den Blick nicht von den Pferden. Der Pastor rollte ruhig dahin, die Augen hatte er überall, die Deichsel war seinem Pfarrort zugeordnet.

Ein langer, feiner Strich zog sich durch die Ebene, das war der Damm der neuen Eisenbahn, die noch im Herbst eröffnet werden sollte und bestimmt war, endlich — endlich auch diesen gesegneten Landstrich mit der großen Welt zu verbinden. Als man hinüber fuhr, gab es einen Ruck — die Eisenschienen lagen schon auf den Schwellen.

Von der Landwirtschaft kehrten die Gedanken zu dem Behagen zurück, wohin er still für sich schweigte und jubelte. Heinrich Bruhn, Pastor in Sobdorf, ein Wetter wie dies — und da sollte seine Seele nicht jubeln?

Es war warm und sommerlich geworden — Klänge der Liebe und Freude schwirrten in der Luft, die Lerchen gaben die Zusage, daß alle Not und Weh ein Ende habe.

Am Horizont erschien die Spitze des Turms. Erst war sie ein hoffnungsfreudig in die Wolken weisender Finger gewesen, nun stand sie wie eine Hand, den Zeigefinger emporgerichtet, am Rande. Und allmählich wuchs auch ein bischen Kirchendach mit herauf. Und Kirche und Hand haben Vertrauen von ihrem kommenden Pastor geheißt und ihm Vertrauen zugesagt. Vom hohen Geestrüden sahen sie nach ihm aus.

Der Wagen fuhr rasch und leicht — stattliche Höfe — kaum ein geschlossenes Dorf. Die Höfe auf Werften und Wurten, umhegt von Pappeln und Eschen, seltener von Eichen, immer umgeben von blank, kühl und düster aussehenden Gräben. Meistens blinkten sie schwarz und ernst aus tief verhangenem Laub. In den hochragenden Bäumen das Aufrauschen alter, zu einer Art Weltgeschichte gewordener Geschichten, und — Hipp, Hupp! — Aufschlagen von acht klinken Hufen.

Die fruchtbare Arie war in der Sonnenwärme zu Pulver zerfallen, aber noch grobkörnig schwer. So frisch auch der Wind über die Fennen blies, trieb er doch kein Pünktchen Staub über den Weg. In hohem Bogen ging die Sonne und weiße Wolkengebirge, solche, die ihren Weg mit uns zu wandern scheinen, schmückten den Himmel, zu zeigen, wie hoch und blau er sei.

„Dat is de Buntewisch, dor sönd wiß hundert Demat Maschland bi,“ sagte plötzlich der Kutscher.

Heinrich Bruhn wußte es: das war die Buntewisch. — Fünf Minuten lang ging es in einer Eberschenallee hin, ein Kranz von Ställen und Scheunen heischte Achtung, die hohen Torbogen wölbten sich wie Brauen herrschgewohnter Augen.

Hier war sie die Herrin.

Die jagenden Hufen führten rasch vorbei. Ein Mädchen, eine Dame, vielleicht eine Frau, groß, schlank — das Haupt leicht vornübergeneigt (sie hatte so volles Haar) stand an der Wetterung und fütterte quarrende Enten aus ihrer Schürze. Als der Wagen vorüberjagte, blieb sie eine Weile stehen, die rechte Hand im Schoß. Er erkannte sie nicht gleich und nicht sicher, sie sah anders aus, als er erwartet hatte. Er fühlte aber, er wußte, daß sie es sei und, daß sein Schicksal in der Hand ruhe, die so erkaunt im Schoße gebannt blieb. — Er hatte kaum Zeit zur Bestimmung, ob es schädlicher sei, als Unbekannter vorüberzufahren oder den Hut zu lüften. Er zog zwar den Hut, aber da war er schon zwischen den Fennen.

Die Pferde hatten lange getrabt, nun ließ der Knecht, der den Pastor fuhr, sie im Schritt gehen, drehte sich nach dem Hinter sich um und sagte: „Herr Pastor, ik glöv, wi kennt uns ol.“

„I das wäre! — Wer sünd Se denn?“

Er hieß Fritz Jevens, war aus Alsfeld zu Hause und mit seinem Jahrgast zusammen konfirmiert worden. Heinrich Bruhn erinnerte sich.

„Dat is schön — nu vertelln S mi mal, wot geit un steit un sönt wat.“ — Bevor Fritz erzählte, mußte er sich noch eine neue Zigarre ins Gesicht stecken. — Fritzens Schicksale waren nicht bedeutend. Der Pastor bog die Unterhaltung daher auf die Buntewisch, und Fritz erzählte, was sein Hörer schon wußte.

„De Fru, de dor stünn, dat wer se je wot?“

„Dat wer se.“

Nach dieser Antwort tat der Seelsorger eine hinterlistige Frage: — „Het se denn na ten Mann wa? Dor mot je n Mann hen! Worun nimmt de ten Mann?“

„Ja — a — a!“ antwortete Fritz langgedehnt, lächelte und schlug ganz sacht mit der Peitsche nach dem Chauffeebock — „de Hof is jo temit verschuldt — un denn — se hett je nan Mann.“

„Is de eerst Mann denn ni dot, or is se ni scheidt?“

„Ja, ik weet ni, dat is je wot ni tred. Ob dor wat inn Wegen is, ik weet ni. — Un denn —“

„Un denn?“

„Ja, ik weet ni.“

„Wat weet Se ni?“

Aber Fritz Jevens blieb dabei: „ik weet ni“, drehte sich rückwärts und ungeteilt den Pferden zu und ließ die Peitsche spielen. Da trabten die Rosse wieder. Turm und Kirche waren näher gekommen, Heinrich sah die bunt hingestrenten Dächer. Die meisten hatten große Gärten hinter den Häusern, die grünen Gartenbäume nahmen sich frisch im Gemenge der roten Dachpfannen aus. Der Turm sah jetzt hoch und steif nach seinem Pastor hin.

Dicht vor der Stadt erhob sich vom Weg ein Dohlenpaar und flog nach der sich noch immer allen Dohलगewohnheiten preisgebenden, rund um die Zifferblätter gezogenen Dohlenstange. Gleich ging es die Bergstraße hinauf in den Ort hinein. Die Bergstraße mündet auf den Marktplatz, dort bog Fritz Jevens scharf links und hielt unter den Linden bei Hans Hanssen vor einer Veranda.

In der Gaststube saß der Bürger Hermann Kruse allein vor seinem Portwein. Beim Wagengerassel sah er auf, und sein Gesicht belebte sich.

„Süh, dor kümmt de nie Paster,“ sagte er zu dem am Schenkbord stehenden Wirt.

„Ja, du Ietse Gott, wat Du seggst.“ — Hans Hanssen lief hinaus, den Gast zu begrüßen.

Pastor Bruhn stand noch am Wagenschlag, da schob sich ein dicker Mann quer über den Markt zu ihm hin. Er arbeitete stark mit den Armen und mit den Händen, und sein Gesicht leuchtete weit über den Platz. In der Höhe von Peter Meiers Haus glättete er sich das Haar, bei Sattler Schönwandt fuhr er mit runder Hand über sein Gesicht. — Es war der Droppenontel, bei dem Heinrich Wohnung nehmen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Münchener Ausstellungen.

München 1908.

Von Ernst Schur.

Dresden 1906 gab einen Gesamtüberblick über Raumkunst und Kunstgewerbe in Deutschland. Damals trat München als Glied des Ganzen auf, im Zusammenhang mit den anderen Gruppen. Die Vielseitigkeit, die Reichhaltigkeit dieser Veranstaltung ist damals an dieser Stelle gewürdigt worden. Was in Dresden unter Zuhilfenahme aller Kräfte geleistet wurde, das versucht München in diesem Jahre ganz aus eigener Kraft hinzustellen. Es beschränkt sich auf sich selbst und ersetzt das umfassende Bild durch die Intensität der Gestaltung. Was das heißt, welche Kräfteanstrengung das erfordert,

das wird klar, wenn man flüchtig all die Bilder, die die Ausstellung bietet, vorüberziehen läßt.

Hinter dem Barbara-Denkmal, die Theresienwiese überschauend, lag ein alter, verwilderter Park. Dieser ist der Mittelpunkt, die Achse der Anlage. Denn nicht die Theresienwiese ist das Gelände für die Ausstellung, sondern der höher gelegene Teil des Ringes, der die Wiese umschließt. So daß man von hier aus einen wunder-schönen Ueberblick hat, über die flach sich hinbreitende Wiese, hinter der die Silhouette der Häuser sich hinzieht in einem eigentümlich gelblichen und doch klaren Licht, das für München charakteristisch ist und mit dem Ton alter Stiche Ähnlichkeit aufweist. Wenn die Sonne alle Dinge in heller Schönheit zeigt, wenn der Mond weich und silbern herabfließt, immer spüren wir hier eine eigene Schönheit des Räumlichen, die um so eindringlicher wirkt, wenn hinten am Horizont noch ein weiterer Kranz erscheint, die Berge, die in blauem Dämmer, fern und doch nah, schwimmen. . . .

Dieses natürliche und freie Arrangement ist auch bei der Aus-stellung gewahrt. Nicht auf der Wiese breitet sich lärmend und füllend die Masse der Gebäude. Man wird kaum wahrnehmen, wo die Ausstellung sich befindet. Man sieht höchstens hohe Wimpel mit festlichen Farben vor blauem Himmel. Der Kranz hoher Baum-wipfel verdeckt die Gebäude. Nur hier und da eine charakteristische Silhouettenwirkung der Fassaden am Eingangsteil. Ein einladender Eingang in gefällig geschwungener Form; Kassen und Garderoben — ein Hallengang mit weissem Gitterwerk — so geschmackvoll angelegt und geordnet, daß eine schöne Raumwirkung herauskommt und das Praktisch-Notwendige von selbst Schönheit erhält. Im Stil ein wenig Anklang noch an Barock; namentlich die plastischen Gruppen über dem Portal, Kinder mit Blumen, sind ein schöner, dekorativer Schmuck.

Ich sagte, daß dieser prächtige Park, dessen Physiognomie durch Ordnung und Anlage eine neue Gestaltung erfährt, so daß schattige Wege mit alten Bäumen abwechseln mit hell sich dehrenden Wiesen, den Mittelpunkt bildet. Zur einen Seite die Ausstellungshallen; zur anderen der Vergnügungspark; als Verbindung am oberen Ende des Parks, zwischen Vergnügungspark und Ausstellungshallen das Hauptrestaurant. In diesem Park ergeht man sich mit Behagen, wenn die Augen ausruhen wollen und das Zubiel des Gesehenen die Sinne bebrängt. Hier fällt dann auf, mit welcher Ruhe und Schönheit Kunst und Natur vereint ist. Wie der Stil der Gebäude hier an das behagliche Barock noch zuweilen erinnert, so denkt man bei den Plastiken, die im Grünen stehen, an die Schönheit alter Parks, die zu den Schlössern ge-hören. Girische stehen, in grazioser Schlantheit Form geworden, am Eingang eines Weges, der zur Wiese führt. Steinbänke von einfach-massiver Form bilden ein Rondell, in das Tiergruppen von festgefügter Reliefwirkung abwechselnd Gliederung bringen, während davor ein Wasserbecken sich breitet, auf dessen erhöhtem Mittelteil eine Pferdegruppe bewegt auffpringt. So begegnet man — wie fern stehen diese grauen, porösen Steinbänke im Grünen — Ruheplätzen, die wie absichtlich getrennt sind von dem Lärm der Straße und einer Statue ruhige Schönheit erhöht die Stille dieser Winkel.

Dies ist ein erster Eindruck: die zwanglos künstlerische Ver-einigung von Plastik und Natur, die Ausstellung solcher Gruppen. Prachtvoll paßt sich die großzügige Relieferscheinung dieser Schöpfungen an. Und wenn man noch den ruhende „Pan“, die weibliche Gestalt vor dem Künstlertheater, den Brunnen vor dem Hauptrestaurant dazunimmt, wo die Plastik durch die Bucht und die Größe des Formalen sich selbst im Durcheinander verwirrender Er-scheinungen behauptet, dann fällt man, daß hier das bildnerische Können eine bedeutungsvolle Reise erlangt hat, und daß die Art, dieses Können zur Wirkung zu bringen, auf eine Tradition zurück-blickt.

Entgegengesetzt dieser ganz auf das Künstlerische gerichteten Tendenz zeigen die Ausstellungshallen jenen neuen, ganz auf Sachlichkeit gestellten Stil, der in der Architektur so bedeutend ist, da er endlich erlöst von der primitivsten Stilmittation der letzten Jahrzehnte. Hier gibt es keine überladene Ornamentik, keinen un-organischen Schmuck. Aus dem Zweck heraus hat der Architekt ge-schaffen. Hallen, Ausstellungsgebäude; Gebäude, die nicht selbst die Aufmerksamkeit auf sich lenken wollen, die den Dingen dienen. Daher Vorherrschendes des Raumhaften, der Ausdehnungen. Zu demselben Ziel strebend das Gefühl für die Werte des Materials. Dieses Material ist Eisen, das ganz andere Ueberspannungen er-laubt, als es früher denkbar erschien. All das vereint sich zu einer architektonischen Sprache, die wohl neu, aber nicht fremd ist. Sie bricht das Wollen unserer Zeit prägnanter aus, als Pracht-fassaden mit noch so großer Anstrengung des Details es vermögen, und gerade in dem Verzicht auf alles Falsche, alles Nebensächliche kommt eine Größe heraus, der eine neue Monumentalität eigen ist, deren Wucht wir empfinden.

Der auf der anderen Seite der gärtnerischen Anlagen placierte Ver-gnü-gung-s-park trägt in anderer Weise wieder den Charakter des Sachlichen. Hier ist alles dem Zweck entsprechend, intim, be-haglich, lustig. Diese Lösung ist interessant durchgeführte. Indem die Formen der einzelnen Gebäude wechseln, bald tempelartig er-scheinen, dann wie Niesenzipfel sich breiten, dann wieder steil sich aufreden in schlanken Dimensionen, kommt eine wohltuende Ab-wechselung hierin, und da die Farbe hier so entscheidend mitwirkt — blaue Dächer auf weißen Mauern, orange Stuppeln, grüne Wölbungen,

ein Dach wie ein Niesenhut — ergibt sich ein Ganzes von lustigster Erscheinung, die aber nie die Grenze übersteigt, jenseits deren das Künstlerische aufhört. Man kann die Existenzberechtigung eines Vergnügungsparks überhaupt leugnen. Aber man wird zugeben müssen, daß dieses Problem jedenfalls hier in einer neuen und eigenen Weise gelöst ist.

Wenn man diese drei Gebiete vergleicht, die Parkanlagen mit den Plastiken, die Ausstellungshallen, den Vergnügungspark, so wird man empfinden, wie in jedem Falle eine neue Prägung versucht und erreicht ist; aber ein Gemeinsames umschließt diese verschiedenen Lösungen, die bald ernst-sachlich, feierlich-künstlerisch und intim-lustig sind: sie sind alle aus dem Zweck heraus sinngemäß gestaltet. Das ist das Imponierende.

Mit der Architektur hängt die Raumkunst aufs engste zu-sammen. Es gehen Verbindungsfäden von einem Gebiet zum andern. Dieser Raumkunst ist die Münchener Ausstellung zum großen Teil gewidmet. Das allgemeine Charakteristikum dieses Stils ist: Intimität. Es ist jede Phrase, jeder unnötige Prunk vermieden. Es ist auch jener Zug ins Große vermieden, für den unsere Zeit scheinbar noch nicht den Ausdruck gefunden hat. Dafür sehen wir eine überraschende Sorgfalt in den Einzelheiten, ein liebevolles Bedenken des Details, das dennoch nie überwuchert, kurz, das Wohlliche ist diesen Räumen deutlich aufgeprägt.

In diesem Stil sind Bierhallen, Restaurants, Cafés ausgestattet; die Halle für Lebens- und Genussmittel bildet mit ihrem kleinen, intim gestalteten Hof, ihrer Folge von reizvollen Zimmern, die von Prof. Niemerschmid entworfen wurden, die Fortsetzung, und überall trifft man auf die Betätigung dieses Geistes, der aus wohlbedachter Sachlichkeit Schönheit der Erscheinung holt. Diese Note ist so offen-sichtlich allen Interieurs aufgeprägt, daß man ihrer kaum noch achtet und sie als selbstverständlich hinnimmt. Doch fühlt man immer das Wohlthuende dieser Umgebung, das den Sinnen schmeichelt, ohne sie zu erregen.

Den Höhepunkt dieser Abteilung bilden die Räume der beiden Werkstätten, der Vereinigten Werkstätten und der Deutschen Werkstätten. Der Künstler der Vereinigten ist Bruno Paul; bei den Deutschen Werkstätten interessieren am meisten Niemeyer und Nieme-rschmid. Die deutschen Werkstätten streben zu jenem Wohn-liebscharakter, der den Zimmern Niemerschmids, der mit der Bauernkunst Berührung wahr, so wesentlich eigen ist. Eleganter ist Niemeyer, der nebenbei noch ein vorzüglicher Maler ist und daher für seine Interieurs einen ausgesprochenen Zug zum Malerischen mitbringt, der sich in den äußerst delikaten Farben-harmonien seiner Räume ausdrückt.

Die Vereinigten Werkstätten zeigen sich ganz auf der Höhe. Die Marmorhalle von Bruno Paul ist etwas ganz Großes, Eigenes. Dies ist Großartigkeit, Vornehmheit. Monumentalität, die nie über die Grenzen des Intim-Räumlichen hinausgeht und doch in jeder Nuance Luxus und Reichtum belundet. I. H. H. Heine schlägt in seinem ganz auf Gelb und Orange gestimmten Zimmer neue Töne an. Die Wärme dieser Farben wirkt außerordentlich wohltuend.

Neben diesen ist als Raumkünstler H o h l w e i n zu nennen, der viel mit der Industrie arbeitet; in dieser Beziehung für München eine einzige Erscheinung. Er hat für den großen Bazar Schlüssel eine Halle entworfen, ganz in Violett, Schwarz und Weiß, in der die mannigfachen Gegenstände fein zur Geltung kommen. Als Innenarchitekt ist auch W e i l zu nennen, der eine ausgesprochene Neigung zum Eleganten hat. Er hat in der Abteilung Konfektion die Interieurs geschaffen; hellgelb mit orangefarbenen Vorhängen. Der Vornehmheit der Erscheinungen ist hiermit ein distinguirter Rahmen geschaffen.

Ins Kraftvolle steigert sich diese Raumkunst in den Räumen, die dem Sport gewidmet sind. Ueber diesen Hallen waltet ein neuer Geist, der aus dem Sachlichen Schönheit formt. Eine große Gebärde ist dieser Raumgliederung eigen, die jede Re-nommisterei vermeidet und doch den von verschiedenen Firmen ausgestellten Dingen vollkommen gerecht wird. Eine freie, zuberlässige Schönheit. Nichts ist zubiel in diesen Hallen. Eine strenge Architektur hat die Formen zu einer sachlichen und ein-heitlichen Sprache. In Lannenholz die Halle für Alpenport. Weiß leuchtet der Raum für Winterport mit Schneelandschaften. Auch die Art, wie hier die Dinge zur Geltung gebracht sind, ist vorbildlich. Keine Anhäufung. Das Einzelstück wirkt durch seine Güte. Indem der Raum vorherrschend bleibt, die Gegenstände sich in Rischen und Kästen geschmackvoll aufgestellt sammeln, geht beides, Raum und Gegenstand, harmonisch zusammen. Gerade dadurch, daß die Sachen zurücktreten, ziehen sie die Aufmerksamkeit auf sich, die Qualität überwiegt, nicht die Quantität, wie es leider sonst in industriellen Ausstellungen der Fall ist, wo die Fülle Loden soll, die Masse herrscht. Ein neues Prinzip tritt hier auf, das rückwirkend auch die Lädenausgestaltung, das Schaufensterarrangement beeinflussen wird und gutzuheißen ist, da die Qualität damit verfeinert wird.

Diese Dinge der verschiedenen Sports haben alle eine gemein-same Note, die Note der Sachlichkeit. Das ist ihnen so offensichtlich aufgeprägt, daß man von einem Stil reden kann, wie man von einem Maschinenstil geredet hat. Ein Stil der Sachlichkeit, Zweck-mäßigkeit. Materialschönheit prägt hier die Form zusammen mit dem Zweck. Alles andere ist Ueberfluß und wirkt störend. Indem diese Dinge ihren eigenen Stil haben, prägen sie ihn auf den Hallen auf, in denen sie zur Schau kommen. Und rückwirkend beeinflussen sie auch die Menschen, die diese Sports ausüben. Man sieht

das an den Kleibern, den Auto-, Ski-, Eislauf-, Angeln-, Reit-, Kostümen, die von Künstlern wie Moos, Klee, Gierle, Wieland entworfen, eine neue Schönheit zeigen. Kräftiges Material, entschiedene Farbigkeit, praktisch im Hinblick auf den Zweck.

Sicherlich wird solche Anschauung weiterwirken. Nichts ist gesunder und schöner als ein vernünftig ausgeübter Sport, der zur Lebensfreude erzieht.

Kleines feuilleton.

Anthropologisches.

Anthropologenkongress. Aus der Fülle interessanter Vorträge sind von den Verhandlungen am Montag u. a. noch nachzutragen ein Referat von Dr. Georg Wolff über neolithische (aus der Neu-Steinzeit stammende) Brandgräber und ein Lichtbildervortrag von Dr. R. Schmidt-Tilbingen über die eiszeitlichen Kulturepochen in Deutschland und Oesterreich. Beide Redner bemühten sich, den gemeinsamen Zug hervorzuheben, der in allen diesen Funden und Entdeckungen anzutreffen ist und darauf hinweist, daß der kulturgeschichtliche Entwicklungsgang fast aller Kulturvölker dieselben Wege gegangen ist. Dr. Th. Koch-Grünberg, der jahrelang unter südamerikanischen Indianern gelebt hat, berichtete über das Leben der indianischen Frauen, die er, im Gegensatz zu der oft geäußerten Schulweisheit, auf einer viel höheren sozialen Stufe fand, als ihre europäischen Schwestern zu ersteigen vermochten. Ihr Leben ist reich an Mühe und Arbeit; mit der Erfüllung der Hauptpflichten in der Familie erwirbt sie aber auch die Hauptrechte. Prof. Ranke-München gab einen kurzen Ueberblick über die letzten 25 Jahre Anthropologienarbeit. Er erwähnte u. a., daß die Ausgrabungen Schliemanns einer mindestens 1000 Jahre weiter zurückliegenden Kulturperiode angehören, als der Forscher selbst annahm, ihr Entstehen dürfte auf circa 1500 Jahre vor Chr. Geb. zurückzuführen sein. Und welche hohe Kultur muß damals bereits geherrscht haben: es wurden Gold- und Bronzegefäße gemacht, die uns wie Gebilde aus Götterhand erscheinen. Ueber die Erfinder der Eisentechnik referierte Dr. W. Veld-Frankfurt. Der derzeitige Stand der Forschung weist auf die biblischen Philister als dasjenige Volk hin, das zuerst Eisenwerkzeuge gebrauchte. Den Griechen aus der Zeit Homers war sicher das Eisen nur als kostbarer Zuggegenstand bekannt, auch die ägyptischen Ausgrabungen brachten keine Spur von Eisenwerkzeugen zutage, und die bekannte Münzreform des Lykurg zu Sparta (Einführung des eisernen Geldes) ist nach den neuesten Forschungen nur darauf zurückzuführen, daß damals das Eisen beträchtlich höher im Preise stand wie Kupfer und Bronze.

Einer der interessantesten Vorträge am Dienstag war der von Hofrat Dr. Gorjanovic-Ugram gehalten über seine Untersuchungen am Skelette des Urmenschen aus Krapina. Der Referent schloß aus einzelnen Knochenformationen auf den schweren Kampf ums Dasein, den dieser affenähnliche Menschenstammvater durchgefochten haben muß, und zeigte, wie dieser Urrace noch besser wie andere Urmenschenfunde die Uebergangsstufe zwischen Mensch und Affe darstellt. Prof. Klatzky-Wreslau berichtete dann über neue Apparate und Meßsysteme zur Schädelmessung und über seine Vergleichsstudien zwischen dem Neandertalschädel und dem von Krapina. Dr. M. Morrison, welcher viele Studien über den Gebrauch der Organe bei den Primaten (Herrentieren) gemacht hat, legte dar, daß Mensch, Orang und Gibbon ausgesprochene Rechtshänder seien, während der Schimpanse und seine Vettern der linken Hand den Vorzug gaben; der gleichmäßige Gebrauch beider Hände ist nur bei den niederen Formen der Primaten, so bei den Neuweltaffen anzutreffen. — Es folgten Berichte über Forschungsreisen. Professor Krämer-Kiel hat die Inselgruppe der Karolinen bereist. Der Redner sprach sich recht skeptisch aus über die vom Deutschen Reich dort geleistete „Kulturarbeit“. Die sogenannte Zivilisation wie die Arbeit der Regierung habe nach seiner Erfahrung auf die bodenständige Kultur der Eingeborenen nur zersetzend gewirkt, ohne etwas Besseres an ihre Stelle setzen zu können. — Auch die gleichfalls durch viele Lichtbilder unterstützten Vorträge über Kamerun von Prof. Dr. Haberer waren geeignet, auf die Kolonialschwärmer abfählend zu wirken. Wohl herrscht dort eine Vegetation wie nur auf wenigen anderen Punkten der Erde, aber das Klima ist ein mörderisches, die Insektenplage (Tsetsefliege, Erdflöhe usw.) unerträglich, die Zahl der Infektionskrankheiten ungezählt. — Dr. Tafel-Stuttgart berichtete über seine Forschungsreise durch Tibet und die eigenartigen Bestattungsgebräuche der Bewohner. Die Kermeren der Bevölkerung setzen die Leichen, mit Riemen zusammengeknüpft, den Geiern zum Fraße aus, sie halten das für die „reinlichste“ Art der Totenbestattung. Die Leichen der Reichen werden gewöhnlich verbrannt. — Ueber die landschaftlichen Schönheiten und die eigenartigen sozialen Verhältnisse auf dem östlichen Teil der Insel Sumatra berichtete Dr. Moszkowski-Berlin. Bei den untersuchten Stämmen herrscht eine Art des Mutterrechts, die Männer ziehen zu den Familien der Frauen, die produktive Arbeit ist ganz in den Händen der Letzteren, während

dem Manne eine mehr dienende Rolle zur Herbeischaffung der Nahrungsmittel zugebracht ist.

Verkehrswesen.

Die Elektrifizierung der schwedischen Eisenbahnen. Das Problem einer Elektrifizierung des Eisenbahnnetzes ist für alle Kulturstaaten von so einschneidender Bedeutung, daß ein wohl durchgearbeitetes Projekt auf diesem Gebiete, wie es zurzeit in Schweden vorliegt, sicherlich ein Anrecht auf die eingehendste allgemeine Beachtung hat. Das schwedische Elektrifizierungsprojekt liegt, wie der „Elektrotechnische Anzeiger“ ausführt, bereits seit einigen Monaten in abgeschlossener Form vor und hat alle Ausschichten, zur Ausführung zu gelangen. Das bisherige Programm umfaßt sämtliche Linien nördlich von Stockholm mit Ausnahme der Strecken Laga-Charlottenburg, Derebro-Svarta und Gothenburg-Stramstad. Fünf Kraftstationen sollen das ausgedehnte Netz speisen: Karlesors, Trollhättan, Rotala, Hammarby und Aftarbely, wobei insgesamt 35 Umformerstationen vorgesehen sind. Diese Anlagen sollen ein Netz von insgesamt etwa 2100 Kilometern mit Strom versorgen, wovon 1970 einleitig und 130 doppelleitig sind. Doch ist eine Erweiterung um 45 vom Hundert vorherzusehen. Als Stromsystem ist einphasiger Wechselstrom von 50 000 Volt in den Speiseleitungen und 15 000 Volt in den Fahrleitungen ins Auge gefaßt. Die Kabel sollen über Masten, die in Abständen von 27 Metern abwechselnd zu beiden Seiten der Strecke stehen, geführt werden. Bei der Anlage aller Leitungen ist darauf Bedacht genommen, daß für den Fall eventueller Störungen genügende Reserve vorhanden ist. Die Leitungsführung erfolgt von allen Zentralen mit Ausnahme der bei Hammarby nach zwei Richtungen durch zwei vollkommen von einander unabhängiger Leitungen. Von den Enden dieser Zuführungsleitungen beginnen dann die Kraftleitungen entlang dem Schienenweg. Diese speisen die Umformerstationen, die in Abständen von je 48 Kilometern eingeschaltet sind. Von den letzteren aus wird der Strom wiederum in zwei völlig getrennten Leitungen in die Fahrleitungen geführt, so daß an jeder Stelle bei ungestörtem Betriebe von zwei Seiten aus Energie zuströmt. Die Leitungen neben dem Schienenwege sind so berechnet, daß bei ungünstigen Betriebsverhältnissen der normale Spannungsabfall 15 vom Hundert nicht überschreiten kann. Die Kraftwerke sind Wasserkraftanlagen, und zwar soll die Zentrale Karlesors unter Benutzung des Lagan, Trollhättan unter Benutzung des Göta, Hammarby unter Benutzung des Käfalan und Aftarbely unter Benutzung des Dalar arbeiten. Da die reichen Wasserkräfte in Schweden die Elektrifizierung besonders begünstigen, darf man eine baldige Verwirklichung der Projekte erwarten. Es dürfte wohl als erste die Strecke Stockholm-Gothenburg umgewandelt werden.

Aus der Vorzeit.

Vorgeschichtliche Delgemälde. In der Nähe von Niaux in Südfrankreich wurden in der „Grotte des Forges“ Wandmalereien aufgefunden, die eine wertvolle Bereicherung der sehr spärlichen Ueberbleibsel von Kunstbetätigung aus vorgeschichtlicher Zeit bilden. Die Grotte ist ein System von engen Galerien, die sich in einer Länge von etwa 1400 Meter hinziehen. Circa 600 Meter vom Eingange entfernt zweigt ein breiter Quergang ab, der nach etwa 150 Metern in einen rotundenartigen Höhlenraum ausmündet, dessen Wände mit allerlei bildlichen Darstellungen geschmückt sind. Professor Cartailhac und G. Breuil haben in der Zeitschrift „L'Anthropologie“ eine genaue Beschreibung der interessantesten Kunstprodukte gegeben. Die Wände der Rotunde tragen Bilder von Bison, Pferd, wilder Ziege und Hirsch neben eigentümlichen unverständlichen schriftartigen Zeichen. Die Zeichnungen zeigen den charakteristischen Stil der Epoche in größter Reinheit und stimmen auch in der Wahl der Gegenstände — die Bisons herrschen stark vor — mit den Dokumenten der altsteinzeitlichen Künstler der Pyrenäen überein. Die Umrisse sind in sicherer Linienführung mit einem Pinsel in schwarzer Farbe ausgeführt und geben charakteristische Profilansichten der dargestellten Tiere. Die Farbe besteht aus einem mit Fett angerührten Gemisch von Kohle und Braunstein. Besonders merkwürdig ist an den Funden von Niaux, daß sehr häufig die Tierleiber mit darin sitzenden Pfeilen gezeichnet sind, woraus hervorgeht, daß bereits in dieser frühen Epoche die Jagd mit Pfeil und Bogen bekannt war. Einzelne dieser Pfeilspitzen sind mit roter Farbe gemalt, und manche Tiere sind mit Flecken versehen, die Wunden darstellen sollen. Auch der Fußboden der Rotunde, die den Namen „Salon noir“ bekommen hat, ist mit eingeritzten Bildwerken bedeckt, die in der Zeichnung denen der Wände genau entsprechen. Außerdem finden sich noch Darstellungen verschiedener Fische, deren einer — etwa 30 Zentimeter lang — deutlich als Forelle zu erkennen ist. Auch Abdrücke des nackten Fußes der Künstler sind sichtbar. Geräte, aus denen sich weitere Aufschlüsse ergeben könnten, wurden nur in geringer Zahl gefunden. Es sind im wesentlichen die für die paläolithische Zeit charakteristischen bearbeiteten Feuersteine und Knochen. Auch Aschenreste sind in der Grotte noch vorhanden. Jedenfalls konnten die Malereien nur bei künstlicher Beleuchtung hergestellt worden sein. Ob die schriftähnlichen Figuren Darstellungen von Waffen wie Keulen und Bumerangs sind oder eine andere Bedeutung haben, ist ungewiß.